H. Lit. U.
67.

R

Hist. lit. Didact. 213.

H. lit. U 67

<36622545910013

S

Was hindert die Aufnahme und Ausbreitung der Wissenschaften?

von

F. A. G. Casanuova.

Seckler Sc. Mon.

Nehcnüm,

bey Hpesoi Syola von Ztärc.

1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht
des Herausgebers.

Lange schon hatte der Verfasser diese kleine Schrift zum Drucke bestimmt. Lange schon ist sie, ihrer Bestimmung zuwider, im Dunkeln gelegen. Endlich fiel sie mir in die Hand. Beym Durchlesen fand ich, daß nun freylich wohl nicht alles mehr auf diese Zeit passe. Weil mir aber doch, sonderbar in Absicht auf gewisse Gegenden, das Meiste noch zu passen schien: so wollte ich einen Auffaz nicht ganz unterdrücken, der seine Vortheile haben kann. Also fort damit in die Welt!

Semper ego auditor tantum? nunquamne reponam?

Juuenal. Sat. 1.

Noch immer ertönen Klagen über die Reformation der Studien: noch immer sieht man furchtsame Seelen vor selbiger, als vor einem schrecklichen Gespenste erblassen: noch immer stehen Trauerpropheter auf, die uns von daher den nahen Umsturz des Reichs der Gelehrsamkeit vorseufzen. Man hat sich schon öfters bemüht, den Ungrund dieser Klagen aufzudecken:

man hat die Zitternden näher zu dem Schre-ckenbilde hingeführt, und ihnen gezeigt, daß die Reformation der Schulen, vor der sie, als vor einem riesenmässigen Gespenste, in der Nacht der Vorurtheile zurückbebten, ein fruchtbarer Baum sey, der die schönsten Früchte hoffen läßt. Man hat es versucht, darzuthun, daß diese Reformation der Fort-schreitung der Wissenschaften nicht nur nicht im Wege stehe; sondern den Gang dersel-ben auf das möglichste beschleunige. Waren vielleicht die Beweise nicht stark, nicht ein-leuchtend, nicht überzeugend genug? oder ist es eine Wirkung der Unwissenheit, oder ein Geheimniß der Bosheit, daß man alle Hin-dernisse, die der Aufnahme der Wissenschaf-ten entgegen stehen, auf die Rechnung der Reformation hinüberschreibt? Denn ich se-he selbst Hindernisse, zahlreiche Hindernisse, grosse Hindernisse, die sich dem Laufe der Wis-senschaften, als eben so viele Dämme ent-gegen sträuben: aber ich sehe sie nicht auf der Seite der Reformation. Wo liegen sie dann also? Die Antwort auf diese Frage wird der Inhalt gegenwärtiger Blätter seyn.

Man erwarte aber von mir keine neue Entdeckungen: man muß, um nüzen zu können, nicht eben immer was neues aufs Tapet bringen. Wir sind kurzsinnig, und vergessen oft viele Dinge: man muß sie uns wieder in das Gedächtniß zurückrufen. Wir sind oft ein wenig boshaft, und führen die Gegenstände auf einen ganz andern Ort zurück, als wo sie wirklich sind: man muß uns den wahren Ort derselben zeigen. Eben so wenig darf man hier eine genaue Anzeige aller Hindernisse suchen. Ich bin weder so stolz, um mir einen so scharfen Blick zuzutrauen, dem nichts entgeht; noch so entfernt von aller Klugheit, um mir in einer Schrift alles ohne Unterschied zu erlauben, was sich mit Wahrheit sagen liesse. Ich eifere für die Aufnahme der Wissenschaften, und wünsche nichts so sehr, als sie unter uns in dem schönsten Flore zu sehen: aber zu so einem hohen Grade des Enthusiasmus ist mein Eifer noch nicht angewachsen, daß ich ein Märtyrer der Wissenschaften seyn wollte. Ich werde doch bey vielen eben die größte Ehre nicht einlegen: wie könnte es auch bey einer so heiklen

Materie seyn? Das aber wird mir doch Niemand Schuld geben können, daß ich Jemanden ins besondere zu Leibe gehe. Nein! das will ich nicht. Ich werde, so wie ein Soldat in der Hitze des Treffens, ohne auf einen Gewissen zu zielen, in den Haufen hineinschiessen: der schreyt, verräth seine Wunde.

Die Hindernisse, welche den Wissenschaften in ihrem Gange aufstossen, liegen theils auf der Seite derjenigen, die die Schulen besuchen; theils auf der Seite derjenigen, die zwar schon aus den Schulen weg sind, aber doch noch einen Anspruch auf das Bürgerrecht in der Republick der Gelehrten machen; theils auf der Seite derjenigen, die auf irgend eine andere Weise einen Einfluß in die Wissenschaften haben. Ich werde von allen drey Gattungen reden, doch ohne mich ängstlich an eine gewisse Ordnung zu binden. Wir wollen bey denen anfangen, die eben das Studieren beschäftigt, und mit ihnen in die Schule gehen.

Daß Jünglinge, die sich ohne Geschick, ohne Talente, ohne nöthige Vorbereitungen in das Heiligthum der Wissenschaften eindringen; die nur darum auf die Schulen zu ziehen scheinen, um auf den Schulen gewesen zu seyn, und die kostbare Zeit, in der sie den Grund zu ihrem künftigen Glücke legen sollen, in unthätigem Müssiggange zu verschleudern; welche die geheiligten Sitze der Wissenschaften für Freystätten der Ungebundenheit, der Zügellosigkeit, der Ausschweifungen ansehen; Jünglinge, welche mit dem heilsamen Gedanken von Aeltern und Anverwandten gestärkt herkommen, daß izt in den Schulen alles unter und über sich geht, daß die Studien äusserst schlecht bestellt sind, daß man hundert unnütze Sachen lehrt; daß solche Jünglinge die Gränzsteine des Gebieths der Wissenschaften nicht vorwärts rücken, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen. Ich will auch weiter kein Wort damit verliehren, sondern mich zu denjenigen wenden, die die Lehrbegierde in die Schulen führt, und Talente begleiten. Fragen wir diese Jünglinge, was der Grund ihrer Lehrbegier-

de sey, warum die meisten aus ihnen studieren. Gehen sie in die Schulen, um die Keime der Fähigkeiten, die in ihnen liegen, zu entwickeln? den Verstand aufzuklären, und mit nüzlichen Kenntnissen anzufüllen? das Herz zu bilden, und gegen jeden guten Eindruck empfindsam zu machen? sich alle die Hülfsmittel anzuschaffen, welche sie in den Stand sezen können, dem Staate nüzliche Dienste zu leisten; sich und dem Vaterlande Ehre zu machen; taugliche Lehrer, kluge Hirten, verständige Richter, weise Rathgeber, thätige Helfer ihrer Mitmenschen zu werden; die wesentlichen Pflichten genau zu erfüllen, zu denen uns Gott und das Vaterland in gewissen Ständen verbindet? Ist es zärtliche Menschenliebe, warme Vaterlandsliebe, die ihren Eifer beseelet? ist es heisse Begierde, den Absichten des unendlich weisen und gutthätigen Schöpfers zu entsprechen, welcher uns Menschen für einander geschaffen hat, damit wir, jeder nach seiner ihm verliehenen Kraft, durch gegenseitige Dienste einander nüzlich seyn, und zu der Glückseligkeit helfen mögen, welche von Gott

für

für uns bestimmet ist? Ja! diese Absicht soll die Studierenden beleben: diese Triebfeder soll alle ihre Vermögen in Bewegung sezen. Aber wie klein ist oft in einer Klasse die Anzahl so edel denkender Jünglinge! Ich bin da nicht gesinnt, alle die unwürdigen Absichten auszuschreiben, die Gellert in einer Rede den Studenten vorrückt (a). Nur eine will ich anführen, die eben so vielfältig angetroffen wird, als schädlich sie den Wissenschaften ist. Viele ziehen nur darum auf die Schulen, um sich dort ein Brod herauszustudieren, und ein Amt zu erhaschen, in dem sie mit der Zeit bequem leben können. Ich will eben nicht behaupten, daß ein Student diese Absicht ganz aus seinem Herzen verbannen müsse. Nein! das hiesse zu viel gefodert. Man darf nach einem Amte streben, um Gelegenheit zu bekommen, dem Vaterlande dienen zu können: und wer dem Vaterlande dient, kann mit Recht von demselben seinen Unterhalt fodern. Allein man muß nur die Ordnung

aus

(a) Von den Fehlern der Studierenden.

aus Eigennuz nicht umkehren: man muß nur aus der Gelegenheit, aus dem Mittel, das Ziel und Ende nicht machen: man muß nur nach dem Amte nicht blos der Einkünfte, der Vortheile, der Vorzüge wegen, die es uns gewähret, trachten. Doch so machen es gerade diejenigen, von denen da eben die Rede ist. Sie studieren nicht, um denjenigen nüzen zu können, von denen sie einst leben werden: sie studieren nur, um einst auf fremde Unkosten bequem leben zu können. Und da der Nutzen des Vaterlandes der Mittelpunct in dem Kreise ihrer Studien seyn soll, in dem sich alles vereinigen muß: so sezen sie sich, und ihre Privatvortheile in den Mittelpunct hinein. Wollen wir wissen, was diese verkehrte Absicht für einen schädlichen Einfluß auf die Wissenschaften habe: so ist mehr nicht vonnöthen, als auf ihre Folgen zu sehen. Was thut ein Jüngling, der den zureichenden Grund zum Studieren im Bauche und Beutel hat? Weil das Brod der Standort ist, von dem aus er auf die Wissenschaften herumschaut: so werden nur diejenigen seine Aufmerksamkeit

erwe-

erwecken, die ihm seine Eigenliebe in der nächsten Beziehung auf das Brod darstellt, nach dem er hungert. Auf die übrigen Wissenschaften wird er gar nicht sehen, oder nur mit Blicken der Verachtung hinsehen. Der künftige Geistliche studiert also zur Noth seine Theologie, der Jurist seine Rechte, der Mediciner seine Medicin. Naturgeschichte, Meßkunst, Naturlehre, praktische Philosophie, Geschichtkunde, schöne Wissenschaften u. d. m. sind in ihren Augen Dinge von äusserster Entbehrlichkeit, sind unnütze Tändeleyen, sind allerliebste Kleinigkeiten, die weiter nichts taugen, als höchstens die lange Weile zu verkürzen. Warum? sie führen nicht unmittelbar zu dem lieben Brode, auf das sie mit unverwandtem Blicke hinstarren. So niedere Seelen reichen mit ihren Begriffen nicht über die Sinnlichkeit: sie wissen um keine andere Bedürfnisse, als blos thierische: sie kennen keinen Nutzen, als der sich mit körperlichen Augen sehen, und mit Händen betasten läßt: sie sehen die inneren Güter des Geistes nicht, die uns nur die Vernunft sehen macht. Die

Ver-

Vervollkommnung ihrer selbst, die Erhöhung ihrer Fähigkeiten, die Erweiterung des engen Kreises ihrer Kenntnisse, die Vermehrung nützlicher Einsichten, die Verminderung schädlicher Vorurtheile, die Bildung des Geschmacks, die Verfeinerung der Empfindungen, die Veredlung und Verschönerung der Sitten, die Verbesserung des Herzens, sind für sie keine wünschenswürdige Vortheile. Sie scheinen nicht zu wissen, daß es nebst einem edlen, rechtschaffenen, tugendhaften Herzen nur die ausgebildeten Eigenschaften unsers Verstandes, nur unsere Einsichten, unsere Kenntnisse sind, die uns ein Recht auf die Hochachtung, auf die Bewunderung, auf das Wohlwollen, auf das Zutrauen anderer geben. Sie sehen nicht ein, daß die Wissenschaften alle Schwestern sind, die einander freundschaftlich die Hände biethen; und davon jede was beyträgt, uns mit den übrigen näher bekannt zu machen. Sie schauen auf die Männer nicht hin, die zum größten Ansehen aufgeflogen sind, das sie wohl nie würden erreicht haben, wenn sie mit ihrem Hauptstudium nicht noch andere

nütz-

nützliche Kenntnisse verbunden hätten. Sie denken nicht, wie geneigt man sey, einen Candidaten allen seinen Mitwerbern vorzuziehen, der mehr weiß, als der erledigte Posten schlechterdings erfodert.

So sehr aber ich überzeugt bin, daß Jünglinge der Aufnahme der Wissenschaften ein Hinderniß legen, die den Werth derselben auf der Brodwage untersuchen, und nur diejenigen ihrer Achtung würdig halten, die sie darauf gewichtig finden: eben so wenig werden es vielleicht viele andere seyn. Unzufrieden, daß man itzt in den Schulen Gegenstände lehrt, die ehemals nicht sind gelehret worden, sehen sie Verwirrung und Verfall, wo wir Aufklärung und Aufnahme erblicken. Sie preisen die Jünglinge glücklich, welche Muth genug haben, so viel albernes Zeug zu verachten, und sich ganz dem Gegenstande zu schenken, den sie als ein Mittel zu ihrer künftigen Versorgung gewählet haben. Solche Leute, sagen sie, werden ihr Fach ganz ausstudieren, und so werden wir in jedem Fache Meister bekommen: statt daß uns

die

die Vervielfältigung der Gegenstände nur Witzlinge liefern kann. Ich könnte darauf antworten: Wenn man verlangt, daß sich die Jünglinge mit mehrern Lehrgegenständen bekannt machen, so begehrt man darum nicht, daß sie aus jedem ein Hauptstudium machen sollen. Der Theolog kann noch immer die Theologie, der Jurist die Rechte, der Mediciner die Arzneykunst seine Hauptsache seyn lassen. Doch wir wollen diesem Einwurfe gerade zu entgegen gehen; denn er scheint die Wahrheit zur Seite zu haben. Oder was könnte natürlicher, was könnte nach aller gesunden Vernunft nothwendiger folgen, als daß Jünglinge, die nur einen Gegenstand treiben, vollkommne Männer in ihrer Sphäre werden sollen? Aber wir urtheilen nicht nach dem, was geschehen kann und soll: sondern wir schliessen aus der Erfahrung; aus dem, was wirklich geschieht. Ein Student, der nur dem Brode nachstudiert, (denn nur von diesem behaupte ich meinen Satz) befleißt sich, gerade so viel zu lernen, als er nöthig zu seyn glaubt, dasselbe zu erschnappen: höher wird er sich, aus Mangel edlerer

pen: höher wird er sich, aus Mangel edlerer Triebe, wohl nicht schwingen. Und was wird er thun, wenn er das gesuchte Brod einmal erhaschet hat? Da wird er seine Bücher hübsch zusammen einsperren; die Arbeiten, die ihm sein Amt unvermeidlich macht, so obenhin verrichten, und übrigens seine Einkünfte in einer gänzlichen Unthätigkeit verzehren: gehe es mit den Wissenschaften, der Gemeinde, dem Vaterlande, wie es will. Es ist dieß auch ganz natürlich. Er hat nur darum studiert, um eine Versorgung zu erhalten: nun hat er sie, er hat sein Ziel und Ende erreicht, warum soll er noch weiter studieren? Er sieht sein Amt nicht als eine Gelegenheit an, die ihm die Pflicht auferlegt, Glückseligkeit über diejenigen zu verbreiten, die seiner Sorge anvertraut sind, und von derer Mark er sich nährt: er sieht es als eine Belohnung seiner vollendeten Studien an. Ist es Wahrheit, was ich da sage, oder ist es nur leere Einbildung? Giebt es gar keine Studierte hin und wieder in Aemtern, auf die diese Schilderung paßt? findet man gar keine, die mehr

für gesundes Fleisch und feste Knochen, als für die Veredlung ihres Geistes sorgen? Die beym Anblicke des Buben in der Karte, bey einer Pfeife dampfenden Knaster, einer Pitsche braun Bier mehr Vergnügen empfinden, als bey Durchlesung des geistreichsten Buchs? Die nach zehn und zwanzig Jahren ihres verwalteten Amts um keine Sylbe mehr wissen, als sie aus den Schulen mitgebracht haben, wenn nicht auch dieß zum Theile schon verlernt ist? — Das mögen Leute beantworten, die mehr graue Haare auf dem Kopfe, und weniger Zähne im Maule haben, als ich. Denn dieses sind die zwo grossen Eigenschaften, die viele von demjenigen fodern, dem sie das Vermögen, und das jedem angebohrne Recht zugestehen wollen, die Wahrheit sagen zu können, und zu dörfen.

Ist die niedrige Brodabsicht den Wissenschaften für sich selbst schon nachtheilig: so wird sie es noch mehr durch eine gewisse Erfahrung, die sich nicht selten damit verbindet, und die unserm Triebe zur Trägheit so wohl behaget. Ja! wäre das Verdienst

allezeit der richtige Weg zur Versorgung; würden die Aemter allezeit denenjenigen zugetheilt, die am meisten Geschick und Kenntnisse dazu haben: so liesse sichs noch hoffen, daß die Jünglinge wenigstens in dem Fache nach Vollkommenheit eiferten, das sie des Brods wegen ergriffen haben. Aber wie viele Nebenwege giebt es da! Wie manche gehen nicht durch die Thüre, sondern steigen durch die Fenster zu den Aemtern hinein, oder werden mit Gewalt hineingeschoben! Geld, Patrocinanzen, niedrige Kunstgriffe vermögen da oft mehr, als die größten Verdienste. Sieht nun ein Jüngling Leute, die entweder mit ihm, oder kurz vor ihm studiert haben, und derer geringe Fähigkeiten er nur allzuwohl kennt, auf einmal in einem Amte schimmern: was muß dieser Anblick bey ihm wirken? Wird er nicht eine der ersten Thorheiten zu begehen glauben, wenn er sich über den Wissenschaften lange den Kopf zerbrechen wollte, da ihn Beyspiele überführen, mit wie geringer Mühe man seinen Zweck erreichen könne? Wird er nicht eben die Mittel aufsuchen, durch die

sich andere empor geschwungen haben? Wird er sich nicht um Leute umsehen, die ihm ihre Verdienste leihen können? Und wenn er Geld hat, wird er sich die Verdienste nicht weit lieber kaufen, als mit Mühe erwerben wollen? Und was muß der arme Student denken, der für sich nichts, als ein rechtschaffenes Herz, und wohlbenutzte Talente aufzuweisen hat? Der, unbekannt mit den krummen Schleichgängen kriechender Seelen, nur immer die geraden Wege des wahren Verdienstes gehen wollte? dessen edelmüthige Seele alle die erniedrigenden Künste verabscheut? Wie muthlos wird er schmachten! wie schwer wird es seinem gedrückten Geiste werden, gegen so niederschlagende Eindrücke aufzustreben! wie schwermüthig wird er auf der Laufbahn der Wissenschaften fortwandeln, an deren Ende er für sich so wenig Tröstliches sieht! Sein redliches Herz legt ihm das unverfälschte Zeugniß seiner Tüchtigkeit zu irgend einem erledigten Platze ab. Allein er ist nicht im Stande, die Ochsen, Kühe und Pferde zu bezahlen, die neben ihm stehen sollen: er hat keine allmächtige Empfeh-

pfehlung, die ihm den Sieg über seine Mitwerber verschaffen könnte. Es eilt ein anderer herbey, der all sein Verdienst im Beutel, im Gesichte, oder Briefe trägt: der setzt sich ohne Angst wegen seiner Untüchtigkeit fest, und der zurückgewiesene Candidat muß mit alle seiner gepriesenen Fähigkeit hoffnungslos abziehen. Denn die dummen Zeiten sind nun vorbey, wo uns ein albernes Vorurtheil glauben machte, man sey im Gewissen gehalten, ein Amt auszuschlagen, zu dem man sich unfähig erkennt. Nun weiß man, daß dieses leere Grillen sind. Nun tritt man jedes Amt muthig an, und tröstet sich mit der sichern Hoffnung, der gute Gott, der das Amt gegeben hat, werde nicht nur Verstand; sondern oft auch noch Religion und Seeleneifer als eine Zugabe beylegen. Wie ist es möglich, daß die Wissenschaften hurtig fortschreiten, wenn das, was einen grossen Theil der Aufmunterung ausmachen sollte, für sie zu einer niederdrückenden Last wird?

Die Wissenschaften haben, so wie alle Künste, eine Aufmunterung vonnöthen. Nicht der Gegend, nicht dem Klima muß man es Schuld geben, wenn wenige Gelehrte und grosse Künstler in einem Lande sind; sondern die mehrstenmale dem Abgange der Aufmunterung. Es giebt überall ausserordentliche Seelen; überall Seelen, die der Himmel mit besondern Vorzügen begünstiget hat. Man findet in einer dicken Luft eben sowohl schöne Geister, als man in der feinsten Luft Dummköpfe antrifft. Die Talente liegen schon in uns: sie schlafen nur, und müssen erst gewecket werden. Dieß geschiehet aber insgemein ohne Aufmunterung eben so wenig, als wenig der beste Saame in die Höhe treibt, wenn er nicht durch die wohlthätige Wärme der Erde belebet wird. Man predige uns noch so viel von der Schönheit, der Annehmlichkeit, dem innern Werthe der Wissenschaften; von den Vorzügen des Geistes, den sie schmücken: es werden nur sehr wenige dadurch gerühret werden, wenn man nebst den innern nicht auch äusserliche Vortheile zeigt. Es ist uns nun schon einmal

zum

zum Wesen mitgegeben, daß wir von Gegenständen, die auf unsere Sinne wirken, weit mehr gereizet werden, als von solchen, die sich nur unserm Geiste darstellen. Es giebt nur sehr wenige so erhabene Seelen, denen das Bewußtseyn einer nützlichen Handlung Sporn und Belohnuug genug ist; die darben, und dabey arbeiten wollen. Wer den Musen dient, will auch von ihrem Tische leben, und an ihrer Ehre Theil nehmen. Schauen wir auf die Länder herum, in welchen die Wissenschaften jemals geblühet haben, und suchen wir den Augenblick ihres Aufblühens. War es nicht der Zeitpunct, wo das schätzende Gefühl für den Werth der Gelehrten erwachte? Wo die Gelehrten der Gegenstand der allgemeinen Hochachtung, der Liebe, und des Zutrauens waren? Wo sich Fürsten, wo sich Grosse und Kleine in die Wette beeiferten, fähige Köpfe durch ihren Schutz, durch ihre Gunst, durch ihre Freundschaft, durch Ehrenbeweisungen aufzumuntern? Wo man sie für die in Arbeit durchwachte Nächte durch Beyfall und Belohnungen schadlos hielt? Ja, da strebten grosse

Genies auf! da entbrannte jeder vor Begierde, an der Hochschätzung, an der Ehre, an den Belohnungen Theil zu nehmen: da entzündete sich die Nacheiferung unter den Gelehrten: da bestrebte sich jeder entweder neue Entdeckungen zu machen, oder das schon Erfundene zu einer höhern Vollkommenheit zu bringen, und Meisterstücke zu liefern: da wurden junge Leute entflammt, muthig in die Fusstapfen ihrer Vorgänger zu treten, und ihnen wo nicht vor, doch wenigstens gleich zu kommen. Wo Auguste und Mäcene sind, werden unfehlbar auch Gelehrte seyn. Wir haben einen August; aber wir haben nicht Mäcene genug, nicht solche Mäcene genug, die durch eine thätige Unterstützung junge Gelehrte heranziehen helfen. Wir haben milde Stiftungen: aber diese milden Stiftungen taugen oft nichts, als einzelnen Gliedern, oder kleinen Gemeinden des Staats ein bequemes, unthätiges Leben zu verschaffen. Stiftungen zur Aufnahme der Wissenschaften würden um so viel rühmlicher und Gott gefälliger seyn, je grösser der Einfluß gelehrter Leute auf den physischen und moralischen

Nutzen des ganzen Vaterlandes ist. Da sollen sich wahre Menschenfreunde, da sollen sich warme Patrioten auszeichnen. Denn alles dieses auf den Regenten, der ohnehin Schulen und Lehrer, ohne Last seiner Unterthanen, freygebigst unterhält, hinüberschieben wollen, heißt in seinen Forderungen bis zur Ungerechtigkeit gehen. Hätten tüchtige Jünglinge, die sich alle Klassen des Gymnasiums durch an Tugend, an Fleiß und gutem Fortgange vor andern hervorthun, die Hoffnung eines sichern Unterhalts zur Fortsetzung und Vollendung der höhern Studien: wie würde der Lehreifer solcher Jünglinge aufbrennen! wie hitzig würden sie nach so einem Glücke ringen! Das würde ihren Lehr- und Tugendeifer weit mehr anfeuern, als die schwache Hoffnung einer weit hinausgesetzten Versorgung. Belohnungen, die sich in der Nähe zeigen, sollten sie auch eben nicht so groß seyn, sind ein weit stärkerer Sporn, als grosse Belohnungen, auf die man erst lange harren muß. Diese verlieren durch ihre Entfernung von ihrer Rührungskraft eben so viel, als die Gegenstände unserer

Sinne verlieren, die uns eine dunkle Ferne so wie im Nebel zeigt. Könnten diejenigen, die ihre Studien mit Ruhm vollendet haben, derer vorzügliche Talente, und mit Mühe erworbene Kenntnisse dem Vaterlande wichtige Vortheile versprechen, sicher auf ein Stück Geld zu nützlichen Reisen in fremde Länder, auf eine Anwartschaft zu einer Bedienung, auf eine gewisse Versorgung rechnen; stünde nur solchen die Thür zu den Aemtern offen: was liesse sich da nicht für die Erweiterung des Reichs der Gelehrsamkeit hoffen! Die Trägen würden sich selbst dazu verdammen, unversorgt zu bleiben; und die kein Geschick haben, würden so zu ihrem, und des Staates Nutzen vom Studieren abgeschreckt werden, und sich um einen Stand umsehen, darinn sie dem Vaterlande nützlicher seyn könnten.

Man würde auch mehr Zeit auf den Schulen zubringen, als man gemeiniglich der Erlernung höherer Wissenschaften, oft aus Abgang des nöthigen Unterhalts, widmet. Denn auch von daher treffen die Wissenschaften Hin-

derniſſe

dernisse an. Ich will aber kein Wort davon aus mir sagen; sondern nur eine passende Stelle des Herrn Hofrath Schlosser, so wie sie in dem zweyten Stücke der Ephemeriden der Menschheit steht, hier einrücken. Da ist sie, keine Sylbe mehr, und keine weniger. „Vor dem hat man in der gelehrten „Republik genau darauf gesehen, daß jeder „eine bestimmte Zeit in den Schulen, und „auf den Akademien zubrachte. Unstreitig „haben wir damals gelehrtere Leute gehabt, „als nun. — Doch ich will das nicht ein„mal sagen, aber mehr Männer haben wir „doch gewiß gehabt. Itzt kömmt der Bube „schon im achtzehnten, höchstens neunzehn„ten Jahre von der Schule; nach zwey, oft „drey Jahren gar von der Akademie. So „bald er zu Hause ist, soll er Geld verdie„nen. Da giebts Candidaten, Hofmeister, „Aerzte, Advocaten, oft gar Beysitzer in „Senaten und Aemtern. Die jungen Leute „haben noch nichts selbst gesehen, nichts selbst „gedacht. Einige haben Kopf, und ver„zweifeln so lange, jemals etwas kluges zu „werden, bis sies auch nicht einmal mehr

„verlan-

„verlangen; andere haben keinen, und glau„ben, sie wären schon Männer. Die ler„nen gar nichts mehr, hören nichts mehr, „und bleiben ihr Lebelang Kinder, Kinder „auf den Kanzeln, Kinder in den Senaten. „Unbekannt mit sich, mit Welt und Men„schen, modeln sie alles nach Universitäts„ideen, und machen Religion, Gesetze, und „alles, was sie berühren, so kindisch, als „sie selbst sind. — Was kann der Knabe, „der als Mann wirken soll, anders machen, „als Knabenstreiche?" Aber wir wollen nun einmal die Schulen verlassen, und auch ausser denselben die Hindernisse aufsuchen, welche die Wissenschaften von ihrem hohen Fluge zurückhalten.

Da begegnet meinen Blicken zuerst die Schaar derjenigen, die eben aus den Schulen, und von ihren Lehrmeistern weg, in die Welt hinaustreten. Viele davon haben einen schwindelnden Begriff von der Gelehrsamkeit: ein Studierter und ein Gelehrter heißt bey ihnen gleich viel. Froh, daß die Studierjahre zu Ende sind; stolz auf das,

was

was sie in den Schulen gelernet haben, machen sie die Bücher zu, schauen dreist herum, und glauben schon wirklich das zu seyn, was sie doch erst werden sollen, nämlich ausgemachte Männer. Sie denken nur an das, was sie wissen, statt auf die vielen Dinge zu sehen, die sie entweder gar nicht, oder wenigstens nicht recht verstehen, um ihre Lehrbegierde anzuspornen. Und ob sie schon mit ihren Einsichten in die Wissenschaften kaum über die Oberfläche gekommen sind: so dünken sie sich doch in ihren Augen, alles einzusehen; glauben alles erschöpft zu haben, und geben sich bey den seichtesten Kenntnissen die Mine des tiefsten Blicks. Sie denken nicht, daß man in den Schulen nur den Saamen der Wissenschaften in ihre Seelen gestreut hat, der erst aufwachsen, und zu goldnen Früchten reifen muß: daß man nur den Grund zu dem Gebäude der Gelehrsamkeit geleget hat, auf dem sie künftig fortbauen sollen. Sie sehen den Saamen für reife Früchte, und den Grund für das vollendete Gebäude an. Kurz: sie glauben grosse Philosophen, geschmacksvolle Belletristen, unwiderstehliche Rechts-

gelehr-

gelehrte, erfahrene Aerzte, ausgemachte Theologen zu seyn. Wollten diese Leute nach den Anfangsgründen, die sie empfangen haben, fortarbeiten, so würden sie unfehlbar zur Gelehrsamkeit gelangen: nun aber bleiben sie immer ferne davon, weil sie sich mit dem falschen Gedanken täuschen, daß sie dieselbe schon wirklich erreichet haben. Solche Leute fragen Niemand mehr, hören Niemand mehr an, lassen sich von keinem leiten, und verachten verdienstvolle Männer, die in dem Studium ergrauet sind, das sie kaum noch recht angefangen haben; denen das lange Nachsinnen, mit einer eben so langen Erfahrung verknüpft, das Vermögen und Recht giebt, die Unerfahrenheit junger Leute zu regieren. Quintilian kennt nichts schädlichers, als junge Leute, die noch kaum über die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften recht weg sind, und sich doch mit dem irrigen Wahne der Gelehrtheit schmeicheln.

Andere denken eben nicht so hoch von sich und ihren Einsichten: aber sie sind doch mit dem zufrieden, was sie wissen, und bleiben also

mitten

mitten auf dem Wege zur Gelehrsamkeit stehen. Spricht man mit ihnen vom Studieren, vom Lesen, vom Nachdenken: so führen sie ihre Berufs- und Hausgeschäfte zur Entschuldigung an. Hörten diese Leute die geheime Sprache ihres Herzens, so würden sie bald einsehen, daß es nicht die Geschäfte sind, die sie von den Büchern entfernen; sondern daß es nur die allzugrosse Liebe zur Gemächlichkeit, zur Trägheit, zu sinnlichen Ergötzungen, daß es oft nur eine verborgene Hoffart ist. Wollten sie in den müssigen Stunden, die ihnen ihre Geschäfte übrig lassen, zuweilen ein Buch in die Hand nehmen: so würden sie sich in einer unglaublichen Entfernung von andern erblicken; sie würden erkennen, wie wenig sie noch wissen; sie würden über sich selbst erröthen müssen, wenn sie sähen, wie weit es andere gebracht haben, und in welchem Abstande sie sich mit ihnen befinden. Aber das ist es eben, was sie scheuen. Sie wollen ihre Armuth an Kenntnissen nicht sehen, um sich nicht Gewalt anthun zu müssen, ihre Trägheit unter sich zu bringen. Sie wenden also ihren Blick

sorg-

sorgfältig von fremden Arbeiten weg, um die Vorwürfe nicht hören zu dürfen, die von daher in ihrem Innersten ertönen. Sie drücken die Augen zu, und sagen mit Widersprechung ihres innern Selbstgefühls, daß sie schon genug wüßten.

Viele nehmen, um ihre Trägheit zu bedecken, das Vorurtheil zu Hülfe, daß die Gelehrsamkeit nur einem gewissen Stande eigen sey; daß nur diejenigen immer mit Büchern umgehen müssen, derer Beruf es mit sich bringt, über die Wissenschaften nachzudenken, um sie andern beybringen zu können. Als wenn es nicht eine allgemeine Pflicht wäre, an der Cultur seines Geistes zu arbeiten, ihm durch Einsichten und Kenntnisse einen Schwung zu geben, und sich die Mittel zu verschaffen, die uns fähig machen, unsere eigne und anderer Menschen Glückseligkeit zu befördern. Hätte sich dieser Wahn, diese schändliche Geburth der niedrigsten Trägheit, allgemein verbreitet; wäre man allezeit so unbillig gewesen, die Gelehrsamkeit nur auf den Lehrstand im engsten Ver-

stande

stande einzuschränken, und an die Schulkanzeln hinzuschmieden: wo würden wir itzt so viele kostbare Denkmäler des menschlichen Fleisses und Verstandes suchen müssen, die ihren Urhebern eben so viel Ehre bringen, als grossen Nutzen die Leser daraus schöpfen können? Wo wären die meisten Werke des Geschmacks? Oder haben wir sie alle nur den Schulgelehrten zu verdanken? Wissen wir nicht Männer, die die Feder eben so gut, als den Degen zu führen wußten? Die mitten im Getöse der Waffen sich mit den stillen Musen unterhielten? Kennen wir nicht Männer, die ein grosser Theil der öffentlichen Angelegenheiten drückte, die von den wichtigsten Geschäften umrungen waren, und die sich doch beeiferten, zu ihren übrigen Zierden auch den Ruhm eines Gelehrten hinzuzufügen? War nicht Cicero der größte Staatsmann? Hatte er nicht grossen Antheil an der Beherrschung der so weitläuftigen römischen Republik? War er aber nicht zugleich auch der eifrigste Verehrer der Wissenschaften? Er, der von sich sagen konnte, es würde ihm unmöglich seyn zu leben,

wenn es ihm nicht vergönnt wäre, in den Wissenschaften zu leben? Denn war gleich die Rechtsgelehrtheit, die Staatskunst, die Beredsamkeit in Rom das Mittel, die höchsten Ehrenstuffen zu ersteigen, und sich auf denselben zu erhalten: so war es doch die Philosophie nicht. Und war nicht eben Cicero der größte Philosoph in Rom, so wie er der größte Rechtsverständige, der größte Staatsmann, der größte Redner gewesen ist? Sollen so glänzende Beyspiele uns nicht stark in die Augen leuchten? Soll der rühmliche Eifer so vieler Anderer uns nicht aus dem Schlummer wecken? Sollen ihre Riesenschritte uns nicht der mächtigste Sporn seyn, auf der Laufbahn der Wissenschaften, die wir einmal betreten haben, muthig fortzueilen? Sehr viele thun es. Sie legen die Bücher mit dem Schulkleide nicht weg: sie gehen auf dem Wege zur Gelehrsamkeit unverdrossen fort, und fehlen nur in dem, daß sie sich ein gewisses Ziel ausstecken, über das sie nicht hinüber wollen.

Nach-

Nachdem sie eine Zeit über das Fach, zu dem sie sich aufgelegt finden, gedacht und gelesen; nachdem sie sich einige Einsichten erworben haben: so setzen sie, als wären sie wirklich schon auf dem Puncte, über den nichts mehr ist, gleich dem Herkules Gränzsäulen auf, und schreiben das Non plus vltra dazu. War es bey dem Herkules Unwissenheit, so ist es bey diesen Trägheit oder Stolz. Sie sind nicht so wißbegierig, als jener Philosoph, der nicht ehe aufhören wollte zu lernen, als zu leben: sie wollen es sich selbst nicht gestehen, daß man nie ausstudieren könne. Wehe dann demjenigen, der sich erfrecht, die von ihnen bestimmte Gränzen zu überschreiten: der sich in das weite Meer hinauswagt, um neue Entdeckungen zu machen: der sie über ihre Einsichten führen will! Der muß ein Witzling, ein schädlicher Neuerer, ein Studienverderber, und weiß nicht was noch seyn. Diese Leute richten in dem Reiche der Wissenschaften mehr Schaden an, als man sich wohl einbildet. Weil sie in den Wissenschaften wirklich etwas gethan haben, so haben sie sich auch einiges Recht auf die

Achtung und das Zutrauen anderer erworben. Man verspricht sich also viel von ihren Einsichten, und begehrt oft ihr Urtheil. Hat man nun das Glück mit ihren Gedanken zu harmoniren: so finden sie nicht Worte genug, den gemachten Vorschlag nach Verdienste zu erheben. Geht aber der Vorschlag über ihre Ideen hinaus; will man eine Stuffe höher steigen, als sie stehen: welches Entgegenstreben! welche Widersetzlichkeit! Wie biethen sie alle Kräfte auf, das Werk zu hintertreiben, oder wenigst bey andern verdächtig, und in der Ausführung fast unmöglich zu machen! Die Leute sehen die Sache nie an, wie sie an sich selbst ist; sondern allezeit nur in Vergleichung mit ihren Ideen. Entdecken sie eine Unähnlichkeit, so ist die Sache in ihren Augen böse, sollte sie an und für sich selbst noch so gut und nützlich seyn. Kömmt nun der Vorschlag, der das Unglück hat, mit ihren Begriffen im Gegensatze zu stehen, trotz ihres Widerstandes zur Wirklichkeit; und fragen andere, was davon zu halten sey: so sieht jederman ein, wie sie denselben begutachten werden. Aeltern, Kin-

der, und alle, die das Unglück haben, mit solchen Leuten umzugehen, bekommen einen Abscheu davor; und die gute Sache liegt, oder zieht nur sehr langsam fort. Nie hat die Unwissenheit so viel geschadet, als die Wissenschaft so ausstudierter Leute. Wider die Schmähungen der Unwissenheit nimmt man leicht Gründe an: aber welche Gründe können verfänglich genug bey Leuten seyn, denen jede Neuerung für sich schon verdächtig ist, wenn sie in ihrem Verdachte noch von Männern gestärkt werden, denen sie Einsicht genug zutrauen, um von der Sache ein entscheidendes Urtheil fällen zu können?

Nicht nur diejenigen, die die Bücher zu geschwind zumachen, oder doch ihren Studien ein gewisses Ziel setzen, hindern den Gang der Wissenschaften; sondern auch viele aus der Klasse derjenigen, die immerhin fortarbeiten. Es giebt Männer, die unabläßsig über dem Studieren sitzen; die immer in den Büchern herumwurmen, aber nur in den Büchern der Alten. Die neuern Schriftsteller sind in ihren Augen entweder schwülsti-

ge Giptler, oder übertriebene Witzlinge, oder zwecklose Tändler, oder elende Schwätzer. Was die Alten nicht getrieben haben, das wollen sie auch nicht treiben: sie wollen keinen Schritt weiter machen, und hassen alle neue Studien. Sie sind fest überzeugt, daß die Alten die Quellen alles Guten, Schönen, Wahren, und Nützlichen erschöpfet haben. So erpichte Antiquarier gab es schon zu den Zeiten des Horaz. Dieser Dichter sagte ihnen aber: Wäre alles, was neu ist, den Griechen so verhaßt gewesen, als uns: was wäre itzt alt? und was hätte das Publicum itzt zu lesen? Zum Glücke, daß nicht alle unsere Vorfahren so gedacht haben, und daß nur sehr wenige in unserm Jahrhunderte noch so denken! Die Wissenschaften würden sonst noch um keinen Grad höher stehen, als sie vor mehr Jahrhunderten gestanden sind. Wir würden noch über den Terminus Blictri, über die Furcht vor der Leere des Raums, über das Leben der Nägel und Haare, und tausend andere alberne Dinge zanken: wir würden noch auf die Körper, die in Bewegung sind, einen Trieb hin-

auf-

aufsetzen, der sie, gleich einem Reiter, mit Sporn und Peitsche im Laufe erhalten soll: wir würden noch die Sterne an das Firmament, wie die Nägel an die Kutsche, heften; oder sie von den lieben Engeln, mit dem Leitseile in der Hand, herumführen lassen.

So schädlich aber die abergläubische Verehrung der Vorwelt ist, und so sehr sie den Lauf der Wissenschaften aufhält: eben so schädlich ist auch die gänzliche Verachtung, mit der sie itzt von so vielen beleget wird, die nur aus den neuen Büchern lernen wollen. Ja! es giebt Wissenschaften, in denen wir die Alten weit hinter uns zurücklassen; und wo es die Zeit auf die grausamste Weise tödten hiesse, wenn man sie, mit Hintansetzung der neuern Werke, aus den Werken der Alten studieren wollte: man würde so gar viele Dinge in den Alten vergebens suchen. Aber in den Werken des Geschmacks, in der Beredsamkeit und Poesie, bleiben die Griechen und Römer noch immer unsere Lehrmeister, noch immer unsere Muster:

ster: und unser ganzes Verdienst besteht darinn, daß wir uns ihnen nach allen Kräften zu nähern suchen; denn so nähern wir uns der Natur: Da müssen wir das Studium der Alten zum Grunde legen. Und wann wir einmal unsern Geschmack nach ihnen ausgebildet; wann wir ihre edle Einfalt ohne Niedrigkeit, ihre Erhabenheit ohne Schwulst, ihre Feinheit ohne spielenden Witz, ihren Schmuck ohne leere Zierrathen; wann wir alle die geheimen Kunstgriffe, dadurch sie des Beyfalls und der Bewunderung aller folgenden Jahrhunderte sind würdig geworden, haben einsehen lernen: dann mögen wir die Werke unserer Zeiten mit Nutzen lesen; dann können wir sie nach Verdienste schätzen, und ihnen den Rangort anweisen, der ihnen gebührt, je nachdem sie sich den Alten, das ist, der Natur, mehr oder weniger genähert haben. Wer seinen Geschmack nur aus neuen Werken bilden will, steht in Gefahr, ihn zu verderben.

Die Nachlässigkeit, das Studium der Alten zu treiben; und die Wuth, über klei-

ne neue Bändchen herzufallen, hat gewiß grossen Antheil an dem tändelnden Geschmacke, der nun so sehr zur Mode geworden ist, und dem man den Namen der Schöngeisterey giebt. Wie man itzt in den Kleidern im Putze tändelt: so tändelt man auch in den Wissenschaften, ohne sich um gründliche, nützliche Einsichten zu bekümmern. Man hat das Geheimniß erfunden, auf die bequemste Art den Namen eines Gelehrten zu erlangen. Man braucht eben nicht viel Verstand dazu: man braucht nur ein mittelmässig gutes Gedächtniß, und eine fertige Zunge. Man lernet Kunstwörter, satyrische Züge, auffallende kritische Sprüche auswendig, und sucht sie bey jeder Gelegenheit an dem Mann zu bringen. Kömmt man von einem neuen Buche zu sprechen, so heißt es, das Buch sey mit vieler Hertzenswärme, mit vielem Witze, sehr launisch, mit Seelenkraft geschrieben: und mit dergleichen Gemeinsprüchen wird das ganze Buch auf einmal wegkritisirt. Um sich der Mühe zu überheben, ganze Bücher zu lesen, ließt man Recensionen, und verpachtet denn oft

nur allzupartheyischen Kunstrichter sein Urtheil:· oder man liest die Register der Bücher, um davon schwätzen, und die rühmliche Sage auf sich bringen zu können, daß man alle gelesen habe. Man studiert die Wissenschaften aus Kalendern, Journalen, gelehrten Zeitungen, Magazinen, Bothen. Nie brilliren diese schönen Geister mehr, als wann sie Gelegenheit bekommen, sich über die Pedanterey der Vorzeiten lustig zu machen: aber es ist noch nicht entschieden, wie viel Vortheil sie durch ihren Geschmack darüber gewinnen. War einst die Grösse des Buchs das Maas der Gelehrsamkeit des Autors; und verrieth der dickste Foliant den größten Gelehrten, hätte auch schon das brauchbare darinn keinen mittelmässigen Duodezband gegeben: so bestimmt man itzt oft den Werth des Buchs nach der Schönheit und Ebenmässigkeit des Formats, nach der Feinheit des Papiers, Zierlichkeit der Lettern, Anzahl der Bilder, und Vignetten. Zeugten einst Chronogrammen, Anagrammen, rückgängige Verse, Namen vorstellende Verse, lateinische gereimte Verse,

Applau-

Applause, u. d. m. von einem poetischen Genie: so thun es itzt ein Paar herabgetrillerte anakreontisch seyn sollende Liederchen, schalkhafte Epigrammen, oder Oden, darinnen zweymal der Barde, dreymal der Herrmann, und fünfmal die moosichte Eiche genennt wird. Bewies man einst seine Erfahrenheit in den alten Sprachen dadurch, daß man überall mit griechischen, lateinischen, hebräischen, syrischen, arabischen Brocken um sich warf, und die Schriften einer buntscheckichten Hannswurstenjacke ähnlich machte; wenn man schon oft nicht mehr, als die Buchstaben nachmalen, oder höchstens die Wörter lesen konnte: so zeigt man itzt sein Kenntniß der schönen Sprachen dadurch, daß man alle Blätter mit wälschen, französischen, englischen Lappen ausstaffiert, die oft der Verfasser eben so wenig, als der größte Theil seiner Leser versteht. Wohl ewig Schade, daß die Bücher der Chineser noch nicht in unsere Sprache übersetzt sind! Wir würden schon lang das entzückende Vergnügen gehabt haben, uns mit chinesischen Stellen bedient zu sehen. Ja es treiben einige

nige die Charlatanerie so weit, daß sie hoffen, man werde ihnen die vollkommenste Einsicht in Geographie, Geometrie, Algebra, Tragödie zutrauen, wenn sie diese, und dergleichen Namen französisch aussprechen; ob sie schon oft mehr nicht wissen, als daß vier Welttheile sind, und Baiern im deutschen Reiche liegt; daß es krumme und gerade Linien giebt; daß man mit Buchstaben statt der Ziffer rechnen kann; und daß in einer Tragödie traurige Auftritte vorkommen. Diese Leute verbinden gemeiniglich mit ihren superficiellen Kenntnissen den unerträglichsten Stolz: sie dünken sich Atlasse zu seyn, die den Himmel der Wissenschaften unterstützen müssen. Alle andere verstehen nichts: sie allein wissen alles, verstehen alles, übersehen alles: sie wollen überall bessern, einreissen, aufbauen, ohne praktische Kenntnisse zu besitzen; ohne mehr für sich zu haben, als daß sie die Schulen durchgelaufen sind, und einige Vorschläge zu Studienverbesserungen gelesen haben. Hätten wir Muth genug, diesen Journal- und Registergelehrten, die uns durch ihren entscheidenden Ton,

und

und durch ihre gelehrte Mine zu übertäuben suchen, starr ins Gesicht zu schauen, und zu prüfen, wie tief ihre Einsichten reichen, und wie gründlich sie das verstehen, um was sie von den Unwissenden angestaunt werden: so würden wir bald ergründen, wie seicht ihre Einsichten seyn; wir würden bald entdecken, wie unrichtig es bey ihnen unter dem Hut zugehe, und wie wahr das bekannte Sprüchwort sey, daß nur leere Fässer laut tönen. Freylich würden wir Gefahr laufen, von ihnen verhöhnet zu werden; denn ihr Hauptkunstgriff, sich Ansehen zu verschaffen, besteht darinn, daß sie über andere mit verachtendem Blicke wegsehen. Sie würden uns, wenn wir Gründlichkeit foderten, altfränkische Maschienen und Pedanten schimpfen: allein sie würden vernünftige Leute doch nicht hindern können, zu glauben, daß der gründliche Gelehrte eben so gut zwischen dem pralenden Witzlinge, und grillenhaften Pedanten stehen könne; als gut der ungezwungene Hofmann zwischen dem tanzenden Gecken, und steifen Maitre steht. Niemals aber richtet dieses gelehrte Ungeziefer in dem

Reiche der Wissenschaften grössere Verwüstung an, als wann es ein Loch findet, durch das es auf Lehrkanzeln hineinstürmen kann. Da ist kein Fach, zu dem sie in ihrer Einbildung nicht fähig wären. Sie sind bereit, alles zu lehren, was man ihnen nur immer auftragen will, sollten sie es auch selbst niemals gelernet haben. Sie wissen von dem gegründeten Mistrauen nichts, das auch wahrhaft Gelehrte in sich setzen: sie kennen die Bescheidenheit nicht, mit der einer beym Cicero ausdrücklich um die Erlaubniß anhält, das Geständniß seiner Unwissenheit thun zu dörfen, wenn er etwas nicht wüßte. O sie etwas nicht wissen! Wie betrübt müssen die Folgen seyn, die von solchen Lehrern entstehen! Oder wie kann ihr Unterricht gründlich seyn, da es ihre Einsichten nicht sind? Wie können sie den Geschmack junger Leute gut bilden, da der ihrige so verderbt ist? Sie werden also die Jugend misleiten, und ihren Geschmack so verfälschen, daß er nie wieder ganz wird geläutert werden können; denn die ersten Eindrücke sind immer die stärksten und dauerhaftesten. Sie werden

den

den die Schüler in ihren Model giessen, und uns ihre eigne Abdrücke, das ist, Witzlinge liefern. Diese werden es nach der Zeit mit andern gerade so machen: und so wird der verderbte Geschmack, wie das schädliche Unkraut, durch die unseligste Fruchtbarkeit immer weiter um sich greifen.

Zu dieser Modegelehrtheit gesellet sich noch ein anderes Uebel, das gemeiniglich zur Scheingelehrtheit führt. Dies ist die Raserey, sich in allen Wissenschaften zugleich umsehen; in allen gleich stark, Universalgelehrte seyn zu wollen. Viele, die Talente haben, werden von dieser gelehrten Wuth, wie von einem stürmenden Strome, zum größten Nachtheile der Wissenschaften dahingerissen. Denn da sie in jedem einzelnen Fache, wenn sie sich eines zum Hauptstudium hätten machen wollen, groß seyn könnten: so bleiben sie itzt in jedem klein, weil sie in allen zugleich groß seyn wollten; sie verstehen jede Wissenschaft zum Theile, aber im Grunde keine recht. Ich wiederrufe da nicht, was ich weiter oben von Bereitung

ver-

verschiedener nützlicher Kenntnisse gesagt habe. Nein! man soll sich mit mehrern Wissenschaften befreunden, sonderbar mit denjenigen, die mit unserm Hauptstudium in engerer Verbindung stehen, aber nicht mit allen in gleich hohem Grade: wie wir nicht allen Menschen, die wir Freunde nennen, unser Vertrauen in dem nämlichen Maase schenken. Es geht unserm Verstande, wie unserm Magen. Diesem schadet die unordentliche Aufhäufung der Speisen, und jenem die unmässige Vermehrung der Studien. Da folgen rohe Dünste und Schwächen: dort kommen verworrene Begriffe und schwindlichte Einsichten heraus. Aber es ist nun schon so: wie wir in Speis und Trank durch das Uebermaas fehlen, so fehlen wir auch in den Wissenschaften, und entfernen uns von der göldnen Mittelstrasse. Wir verkennen die Mässigung, die Tacitus an einem so sehr rühmt, der seinen von Wißbegierde brennenden Geist gebändiget, und, was das schwerste ist, in der Weisheit ein Maas gehalten hat. Wir verkennen uns selbst. Wer weiß, wie unermessen das Ge-

bieth

bieth der Wissenschaften, und wie begränzt die Kraft des menschlichen Verstandes ist: der wird leicht einsehen, daß es kein Sterblicher hoffen darf, sich davon vollkommen Meister zu machen; zumal wann er die wenigen Jahre zählt, die der Mensch hier zu leben hat, und alle die tausend Stunden davon abzieht, die uns das Essen und Trinken, der Schlaf, die Ergötzungen und Berufsgeschäfte wegnehmen. Wenn ich nicht irre, so räumt Diderot in irgend einer seiner Schriften dem berühmten Voltaire die Ehre eines Universalgelehrten, und untrüglichen Mannes ein. Aber eben Voltaire kann uns zum Beweise dienen, wie wenig sich ein Mensch schmeicheln darf, alle Wissenschaften in einem hohen Grade der Vollkommenheit zu besitzen. Die merklichen Fehler, die von gelehrten Männern gerüget worden, zeugen zu Genüge davon. Mir ist die Gründlichkeit eines Mannes, der für einen Universalgelehrten passiren will, allemal verdächtig; und dieß um so viel mehr, weil itzt so viele mit diesem herrlichen Namen pralen, die weiter nichts, als von jeder Wis-

senschaft plaudern, und diejenigen übertäuben können, die von den Wissenschaften keine Kenntnis haben; oder sich aus Respect nicht getrauen, die Tiefe ihrer Einsichten zu ergründen.

Die Unverträglichkeit der Gelehrten, und der Abgang des gegenseitigen Vertrauens legt den Wissenschaften auch nicht geringe Hindernisse in den Weg, sonderbar in den Schulen. Wenn ein Lehrer tadelt, was der andere lobt; für schädlich erklärt, was der andere als höchstnützlich anpreist; die neue Lehrart herabsetzt, gegen die der andere Schätzung zu erwecken sucht: was muß der unerfahrne Schüler denken? Werden ihm nicht selbst die Studien verdächtig werden? Und da dem Knaben der Abscheu vor der Arbeit so natürlich ist, wird er nicht demjenigen beystimmen, der ihm sagt, man fodere itzt zu viel? Wird er nicht die nützlichsten Kenntnisse verachten und vernachlässigen? Was für schädliche Eindrücke müssen die Schüler bekommen, wenn sie sehen und hören, wie ihre Lehrer, vom Geiste der Verfol-

folgung getrieben, einander verachten, herabsetzen, schimpfen, und den Umgang derjenigen fliehen, derer Rock nicht eben die Länge, nicht eben den Schnitt, nicht eben die Farbe hat, als der ihrige? Was Salustius von einem bürgerlichen Staate sagt, daß durch die Eintracht eine kleine Macht wachse, und durch die Zwietracht die größte Macht zerfalle, eben das läßt sich auf den Schulstaat anwenden. Wenn alle Lehrer mit vereinigten Kräften, mit gleichem Eifer, mit gemeinschaftlichem Bestreben arbeiten; wenn sie ihre Kenntnisse, ihre Einsichten, ihre Erfahrungen einander freundschaftlich mittheilen: so werden die Anstalten, die man zur Aufnahme der Wissenschaften gemacht hat, sollten sie auch noch nicht vollkommen seyn, den glücklichsten Erfolg haben. Reißt aber Mistrauen, Uneinigkeit, gegenseitige Verachtung unter den Lehrern ein, so werden die vortrefflichsten Anstalten vereitelt: so eben wie im Felde, wenn die Generale auf einander eifersüchtig sind, die besten Plane vernichtet werden. Ein jeder folgt seiner Leidenschaft, sucht seine Absich-

ten durchzusetzen, und die gemeine Sache leidet.

Weil ich eben von den Feindseligkeiten der Gelehrten rede, so muß ich auch von den Kunstrichtern ein Paar Worte sagen. Genie, und Kunstrichter sind uns gleich unentbehrlich. Gleichwie wir von den kalten Kritikern umsonst geistreiche Werke hoffen würden: eben so würden die Genie ausarten, würden die Gränzen des wahren Schönen und Guten überspringen, würden uns Misgeburthen liefern, wenn es nicht Leute gäbe, die der Ausartung vorbögen, die Genie in die Gränzen der Natur zurückführten, und sie zwängen, ihren Geburthen die gehörige Gestalt und Bildung zu geben. Die Kritik hat also bey Aufdeckung der Fehler, und Anpreisung des Guten der Schriftsteller, die sich durch gelehrte Arbeiten beliebt und nützlich machen wollen, die heilsamsten Absichten: sie sucht den Geschmack zu bilden, und den Wissenschaften fortzuhelfen. Sie erreicht auch ihr Ziel und Ende, wann sie in den Händen solcher Männer ist, die einen geläu-

geläuterten Geschmack, nöthige Kenntnisse, Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit haben. Aber sie verfehlt ihren Zweck, wenn sie unter Leute geräth, die gar keinen, oder nur einen verderbten Geschmack haben; die sich an Werke wagen, denen sie nicht gewachsen sind; derer Beurtheilungskraft durch Haß und Partheylichkeit zerrüttet ist; denen der Stolz die mit Gall getränkte Feder führt. Die Kritiker sind den Genien das, was der Wetzstein dem Eisen ist, der selbst nicht schneidet, aber das Eisen schneiden macht. Sie müssen schleifen, sie müssen schärfen; aber nicht so hinwetzen, daß alle Möglichkeit zu schneiden weg ist. Sie sind ein Damm, der sich der Ueberschwemmung entgegensetzt, mit der uns nichts taugende Chartequen drohen: aber sie müssen uns das nährende und erquickende Wasser nicht nehmen. Sie sind Kanäle, die das Wasser aufsprudelnder Quellen in ihre Gänge einleiten, damit es nicht umsonst verspritzt: aber sie müssen die Quellen nicht verstopfen. Wagt sich ein junger Scribent in die Welt hinaus, ohne nach Horazens

heilsamer Warnung seine Kräfte zu prüfen; ohne zu sehen, ob seine Schultern ein Verhältniß mit der Last haben, die er aufheben will: so muß man ihn an seine Schwäche erinnern, man muß ihm seine Vermessenheit verweisen, damit er sich nicht mehr erkühnet, eine Bürde aufzunehmen, die ihn zu Boden drückt. Ist er aber der Arbeit gewachsen; hat er bey einigen jugendlichen Fehlern noch viel Gutes; verräth auch das Fehlerhafte ein Genie; gleicht er einem raschen Pferde, das die meisten Funken ausschlägt, wenn es strauchelt: warum will man einiger Fehler wegen auch das Gute verwerfen, wider des Horaz Bescheidenheit, der sich über einige Fehler nicht aufhalten wollte, wenn sich im Ganzen viele Schönheiten zeigten? Warum will man ein Genie durch eine harte Kritik zu Boden drücken, das sich hoch erheben würde, wenn man ihm liebreich die Hand biethen, und die gehörige Richtung geben wollte? Viele würden ihre Versuche dem Publicum vorlegen, wenn sie nicht fremde Beyspiele schüchtern machten; wenn sie nicht fürchteten, gleich andern von allen Seiten her angefallen

und zerrissen zu werden. Da die Kunstrichter dadurch die gute Beschaffenheit ihres Herzens an den Tag legen sollen, daß sie mit Begierde loben, und nur genöthiget tadeln: so thun manche gerade das Widerspiel. Von der Tadelsucht hingerissen, zeigen sie uns nur die fehlerhafte Seite, und verbergen die gute: gerade, als wenn uns und den Wissenschaften mehr daran gelegen wäre, das Fehlerhafte, als das Richtige kennen zu lernen. Und da sie durch Anpreisung des Guten, und freundschaftliche Erinnerung der Fehler den Verfasser hätten aufmuntern können: so benehmen sie ihm allen Muth, indem sie seine Fehler auf die beissendste Art rügen, und die Schönheiten unterdrücken. Ja es scheinen einige das Kunstrichteramt nur darum auf sich genommen zu haben, um dem Publicum Verzeichnisse von Fehlern vorlegen zu können. Sie reiten, wie Don Quixote auf Abenteuer aus, und möchten sich zu Tode ärgern, wenn sie zurückkommen, ohne eins bestanden zu haben. Dann suchen sie Sprachfehler auf, sehen sie für Abenteuer an, fallen mit ihrer kritischen Peitsche über

dieselben, wie Don Quixote mit der Lanzenstange über die Eseltreiber, her, und glauben, der gelehrten Welt und den Wissenschaften, weiß nicht welche Dienste geleistet zu haben. Wie oft könnte man dem Kritiker eben den Ausdruck, eben die Schreibart, die er tadelt, in einem Autor zeigen, den er selbst unter die klassischen Schriftsteller Deutschlands zählt? Mir gefällt der Gedanke desjenigen nicht übel, der diesen Misbrauch der Kritik eine Art von Strassenräuberey nennt. Der Strassenräuber fällt über den Passagier her, mishandelt ihn, sucht alles durch, steckt das Brauchbare zu sich, und streut das Unbrauchbare überall auf dem Wege herum aus. Gerade so machen es die gelehrten Strassenräuber mit den Büchern. Einige zörnen nicht über die Fehler des Werks, sondern über den Verfasser; kommen auf Personalien; lassen ihn hämisch durch, und werden aus Kunstrichtern Pasquillanten. Andere verdammen mit einem Machtspruche eine ganze Schrift, ohne dem Publicum die Ursachen ihres so strengen Urtheils zu sagen. Es bekömmt ihnen auch dieses Stillschwei-

gen manchmal sehr gut. Denn sie würden oft keine andere Ursache angeben können, als daß der Verfasser nicht von ihrer Religion, nicht von ihrem Lande, nicht von ihrer Secte ist. Gleichwie sie ihren Mitgliedern nie Weihrauch genug streuen können; eben so werden sie es nie müde, andere zu stäupen. So tadelte man z. B. einen katholischen Auctor, daß er nach den Grundsätzen seiner Kirche schreibe. Nach welchen Grundsätzen hätte er denn schreiben sollen? Nach Protestantischen? Welche Foderung! Wer tadelt den Homer, daß er den königlichen Garten des Alcinous, und die Beschäftigungen seiner Prinzessinnen nach den Begriffen und Sitten seiner Zeit beschrieben hat? Es sieht jeder leicht ein, wie verkehrte Begriffe man zuweilen von Schriften bekommen könne, wenn man sich durch das Ansehen der Kunstrichter blenden und irre führen läßt; wenn man sich allen ohne Unterschied vertraut; wenn man ihre, oft um Geld erkaufte Aussprüche, allezeit für sicher, aufrichtig, unfehlbar annimmt; wenn man nicht selbst Einsicht besitzt, das gefällte Urtheil zu prüfen.

Ich will nicht sagen, daß es wirklich so verkehrte Kunstrichter giebt: aber hat es nie solche gegeben? Können wir uns nicht erinnern, solche Kritiken gelesen zu haben?

Die übertriebene Schätzung der Ausländer, und Verachtung der Landsleute helfen auch mit, den Wissenschaften unter uns den Weg zu verlegen. Das eingewurzelte, und für uns eben so erniedrigende, als schädliche Vorurtheil, daß nur die Ausländer Kopf haben, zieht über die Gelehrten, und ihre Werke eben das Schicksal her, welches unsere Künstler, und die Werke der Kunst betrift. Wie ein Gemälde kostbarer ist, wenn es den Namen eines ausländischen Meisters trägt; wie die Uhr richtiger zeigt, wenn London oder Paris darauf steht: so ist auch ein Buch gleich geistreicher und nützlicher, wenn der Verfasser ein Ausländer ist; so ist ein Mann gleich witziger und gelehrter, wenn er ein fremder ist, oder wenigstens ein paar Monate in Paris oder London geschnauft hat; sollte er auch dort nichts, als Wein- und Coffeschenken besucht; sollte er

nichts,

nichts, als eine neue Frisur; nichts, als ein Paar artige Histörchen, und lustige Einfälle mitgebracht haben. Eben der Mann, eben das Werk, die der Gegenstand unserer Hochachtung und Bewunderung waren, so lange wir sie für ausländisch hielten, verlieren plötzlich allen Werth, sobald wir uns in unserer Meynung betrogen finden. Eben der Mann, eben das Werk, an denen wir gar nichts vorzügliches fanden, so lange wir sie für inländisch ansahen, verändern auf einmal durch die Nachricht, daß sie aus der Fremde gekommen sind, wie durch einen Feenschlag, ihre unedle Gestalt, und sehen nun ganz göttlich aus. Kurz: es braucht bey vielen mehr nicht, als ein Inländer zu seyn, um in ihren Augen ein schaler Kopf zu seyn: es braucht mehr nicht, als ein Ausländer zu seyn, um angestaunt zu werden, und geschwind sein Glück zu machen. Es ist da meine Absicht gar nicht, den Ausländern, und ihren Werken die gebührende Achtung zu benehmen. Nein! Ich lasse dem Verdienste der Ausländer gerne Gerechtigkeit wiederfahren. Ich weiß es, wie vie-

le verdienstvolle Männer wir aus fremden Landen unter uns haben. Ich sehe die Vortheile ein, die den Künsten und Wissenschaften zuwachsen, wenn geschickte Männer von ihrem Vaterlande weg in fremde Staaten ziehen, um denselben die Erfindungen, die Einsichten, die Kenntnisse ihrer Nation mitzutheilen. Ich weiß es, wie viel der Italiäner, der Engländer, und vorzüglich der Franzose zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften, und zur Verfeinerung Europas beygetragen hat. Ich kenne die vortreflichen Werke, die sie uns in jedem Fache der Gelehrsamkeit geliefert haben. Alles das ist mir bekannt. Ich bestreite nur die übertriebene Hochschätzung, die mit Verachtung des Inländers verknüpfte Hochschätzung der Ausländer. Nur das Vorurtheil bestreite ich, daß man das fremde schätzt, weil es fremd ist; und das vaterländische verachtet, weil es vaterländisch ist. Nur das thut mir wehe, daß wir den Ausländern bis auf die Geringschätzung unser selbst beyfallen. Ein Engländer (a) schreibt, die deutsche

(a) Schwift, im Märchen von der Tonne.

deutsche Nation sey die dümmste aus allen Nationen. Wir unterzeichnen das demüthigende Urtheil, und sprechen: Nur der Engländer hat einen durchdringenden Verstand, und schöpferischen Geist. Ein Franzose (b) spricht den Deutschen allen Witz, allen Geist, allen Geschmack an dem, was geistreich heißt, ab. Wir geben ihm Recht, würdigen unsere Dichter kaum eines Blicks, und rufen: Nur der Franzose hat Geist und Witz. Eben dieser Franzose schreyt (c) mit andern Ausländern unsere Muttersprache als eine barbarische, rauhe, ungeputzte, aller Feinheiten unfähige, unredtbare Sprache aus. Wir sind mit ihm verstanden: wir lernen mit Mühe fremde Sprachen, und schämen uns, selbst in unserm Vaterlande, selbst mit unsern Landsleuten, unsere Muttersprache zu reden. Und wie einige nichts an ihrem Leibe leiden wollen, als was von Ausländern

(b) Maubillon, in einem Briefe von der deutschen Sprache.

(c) Maubillon, in einem Briefe von der deutschen Poesie.

dern kömmt, und von Ausländern ihnen zurecht gemacht worden ist: so wollen sie auch aus keinem andern Buche, als das ein Ausländer geschrieben hat, ihren Geist nähren, ihr Gebeth verrichten. Sie denken gerade so, wie die Frau von Hohenauf im Sebaldus Nothanker. „Das deutsche Zeug nützet nichts: es ist kein brin von bon ton „darinn: es klingt alles so deutsch! Wahrhaftig! ich bekomme vapeurs, wenn ich nur „die gothischen Buchstaben von ferne sehe.„ Vielleicht ist es der Eckel an diesen gothischen Buchstaben, was einige Schriftsteller auf den lustigen Einfall gebracht hat, deutsche Bücher mit lateinischen Schriften drucken zu lassen. Als wenn unsere Sprache, um sich zu empfehlen, eine fremde Kleidung nöthig hätte: oder als wenn das neue Kleid der Schrift einen innern Werth geben könnte. Man hat vielleicht dadurch zwanzig französelnden Leserinnen den Eckel benommen; aber dabey hundert andern, denen das Lesen lateinischer Lettern eben nicht so geläufig ist, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen solche Bücher verursacht. — Aber wenigstens

stens ist den Ausländern das Lesen deutscher Bücher auf diese Art erleichtert. — Es mag seyn. Doch wenn ein Ausländer sich einmal entschließt, die deutsche Sprache zu lernen: so wird er sich wohl auch über die kleine Beschwerlichkeit, die das Kenntniß der deutschen Buchstaben mit sich bringt, leicht wegsetzen; wie es unser Frauenzimmer, das Wälsch, Englisch, oder Französisch lernen will, mit den lateinischen Buchstaben thun muß, die demselben eben so fremd sind, als es immer die deutschen den Ausländern seyn können. Doch ich verirre mich zu weit, und kehre nun wieder in meine Schranken zurück. Man hört nicht selten Leute sagen: Er ist ein tüchtiger Mann; nur Schade daß er ein Deutscher ist. Das Werk ist so ziemlich gut, wenn es nur kein Deutscher gemacht hätte. Gerade als wenn das Land den innern Werth der Sache erheben könnte; als wenn nur die Ausländer das Recht hätten, fähige Köpfe zu besitzen. Die Ausländer sind in den Wissenschaften nicht allein Meister, itzt am allerwenigsten: wir haben Männer, die es mit jedem Ausländer auf-

nehmen

nehmen dürfen. Nur das fehlt uns noch, daß wir nicht so Wind machen können. Der redliche Deutsche sagt, was er weiß: da der pralende Ausländer Mine macht, auch das zu verstehen, was er nicht versteht. Nur das fehlt uns, daß man den Inländer nicht auf eben die Art behandelt, wie den Ausländer. Macht ein Inländer was gutes, so wird es wenig geschätzt: macht er was schlechtes, so ist die Verachtung unausstehlig. Macht hingegen der Ausländer was gutes, so hat das Rühmen kein Ende: macht er was schlechtes, so denkt man auf alle Arten, das fehlerhafte entschuldigen zu können. Die Ausländer machen auch treflichen Gebrauch von der Geringschätzung gegen uns selbst; sonderbar jene, von welchen Thuanus schreibt, daß es ihnen angebohren sey, sich zu brüsten, und zu Lehrmeistern der ganzen Welt aufzuwerfen: die alle andere Nationen, besonders die deutsche, nach Art der Griechen und Römer, aber in einem weit demüthigernden Verstande, Barbaren nennen. Sie sehen sich, und ihre Nation, als selbstständige Leute an, die in sich alles finden:

uns

uns aber betrachten sie als unvermögende Geschöpfe, die ohne ihre Hülfe und Unterstützung nicht bestehen können. Ja sie schweifen oft in der Hochachtung gegen sich, und in der Verachtung gegen uns so weit aus, daß sie es uns laut ins Gesicht sagen, und der Nation Hohn sprechen, unter der sie leben, und deren Brod sie essen. Wie kann sich der Inländer mit Freude den Wissenschaften ergeben, wenn er voraussieht, wie wenig Achtung er von seinen eigenen Landsleuten zu hoffen hat? Wenn er sich umgangen, und Ausländer über sich erhoben sieht, die kaum die Hälfte seiner Fähigkeiten und Kenntnisse besitzen? Die keine andere Empfehlung für sich haben, als daß sie Ausländer sind; daß sie freyer pralen, und sich tiefer bücken können? Ja, wären die Ausländer eben so geneigt, unsere Landsleute unter sich aufzunehmen und zu befördern! Aber wie eifersüchtig sind sie, wenn ihnen ein Fremder vorgezogen wird! Wie bemühen sie sich, ihn zu stürzen! Beyspiele kann sich ein jeder selbst hinzudenken. Möchten wir doch einmal die Brille des Vorurtheils

 von

von uns legen, die uns die Gegenstände nie in ihrer wahren Gestalt sehen läßt! Möchten wir doch unsere Landsleute durch unsern Beyfall zur Arbeit ermuntern! Möchten wir nicht selbst den ersten Stein zutragen, die Wissenschaften unter uns zu vergraben! Möchten wir nicht selbst die Ausländer in dem stolzen Gedanken stärken, daß wir in den Künsten und Wissenschaften tief unter ihnen stehen! Möchten wir uns nicht selbst durch unser Vorurtheil Leute auf den Hals ziehen, die unser spotten, da sie uns vielleicht nicht die Hälfte der Dienste leisten, die uns ein fähiger, sein Vaterland liebender Landsmann würde geleistet haben, wenn man seine Talente schätzen, und ihm Gelegenheit hätte machen wollen, dieselben zu unserm Vortheile zu benutzen! Möchten wir so billig gegen unsere Landsleute seyn, als es selbst vernünftige Ausländer sind! Denn die Franzosen denken ganz anders von den Schriften der Deutschen, seit dem sie unser würdige Landsmann Herr Huber, ein Bajer, durch seine wohlgerathene Uebersetzungen in den Stand gesetzt hat, die Meisterstücke der

Deutschen in ihrer Muttersprache lesen zu können.

Noch von einem Hindernisse muß ich reden, an das ich mich aber mit einer gewissen Art von Schüchternheit wage. Es ist dieses der unnatürliche, geisterstickende Zwang, sich an gewisse Meynungen binden zu müssen. Man soll nur immer lernen, was andere vor mehr Jahrhunderten gesagt haben; niemals selbst denken: man soll sich mit den Wissenschaften abgeben; aber nur in so ferne es derjenige gethan hat, dessen Meynung man beschwört: man soll nicht anders denken und reden, als er gedacht und geredet hat: man soll aus keinen andern Büchern studieren, als die nach dem beliebten Lehrsysteme verfertiget sind; damit das Auge des Verstands durch die hellen Stralen der Wahrheit nicht erleuchtet, und das Herz durch ihr wohlthätiges Feuer nicht erwärmet werde. Wollte es einer wagen, sich von der knechtischen Kette des angenommenen Lehrsystems loszumachen; weiter zu schauen, als es ihm seine Obern gönnen; Gegenstände zu

lernen, die sie nicht gelernet haben: wollte er sich erkühnen, eine andere Meynung zu äussern, als die ihm vorgeschrieben ist, wie unglücklich würde er seyn! Er würde von dem Augenblicke an der Gegenstand der Verachtung, des Hasses, der Verfolgung, der Unterdrückung, er würde ein Märtyrer werden. Er würde ein unruhiger Kopf, ein gefährlicher Neuerer heissen; er würde, um andern zum warnenden Beyspiele zu dienen, zur Dunkelheit verdammt, und von jedem ansehnlichen Amte ausgeschlossen werden. Wie bedauernswürdig sind solche unglückselige Schlachtopfer des Eigensinnes, die der schätzbarsten Kraft der Seele, frey über Wahrheit denken zu können, entsagen müssen! Gewiß! an so einem Orte sind Talente, und zuvor erworbene Kenntnisse, das grausamste Geschenk, das man empfangen kann. Es ist eben noch nicht so lange, daß mir ein fähiger junger Ordensmann, der das Glück oder Unglück gehabt hatte, vor seinem Eintritte in den Orden die neuere Philosophie zu studieren, bitterlich klagte, er sey im Kloster gezwungen worden, den alten peripatetischen

Quark

Quark zu verschlucken, und wider seine innere Ueberzeugung zu vertheidigen. Wie ist es da möglich, daß die Wissenschaften zunehmen, wo man nur lernen darf, was man vor mehr Jahrhunderten schon gewußt hat? Wo man auf die Worte eines Mannes schwören soll, über derer eigentlichen Verstand die besten Commentaristen nicht einig sind; und die jede von den streitenden Parteyen für sich anführt? Dieser traurige Zwang ist gewiß eine von den Hauptursachen, wenn es nicht die einzige ist, warum wir in den Wissenschaften immer um zwanzig, und noch mehr Jahre hinter andern zurück waren, die frey denken konnten. Oder tappten wir nicht in der Philosophie, daß ich nur von dieser sage, noch in der peripatetischen Finsterniß herum, da Des Cartes die Morgenröthe, und Newton den hellen Tag schon herangeführt hatte? Waren wir nicht immer noch an den Aristoteles gefesselt, da andere lange schon frey in den Reichen der Natur herumwandelten? Gezwungen hat man freylich nach und nach die sklavische Kette erweitert: aber man hat sie nur erweitert, nicht abgenommen:

man gieng andern nicht nach, sondern wurde nachgeschleppt, und blieb immer noch weit zurück. Wo man nicht frey denken, und mit Hintansetzung aller menschlichen Auctorität dem beyfallen darf, was besser scheint; da ist es um die Aufnahme der Wissenschaften geschehen. Man verstehe mich aber recht. Wenn ich die Freyheit zu denken fodere, so fodere ich nicht jene gränzenlose, jene unselige Freyheit, die sich in unserm Jahrhunderte bis in das Heiligthum der Religion gewagt hat. Nicht die zügellose Freyheit jener aufgeblasenen Geister fodere ich, die sich erfrechen, das Zeugniß der durch immerwährenden Beystand Gottes untrüglichen Kirche, das Zeugniß der ewigen Wahrheit selbst vor den finstern Richterstuhl ihrer durch die Leidenschaften verblendeten Vernunft zu fodern; die mit ihren blöden Augen in das unaushaltbare Licht der göttlichen Sonne schauen wollen; die sich erkühnen, die Majestät zu erforschen, die sie nur anbethen sollen; die das unermessene Meer des göttlichen Wesens in den engen Raum ihres kleinen Verstands herüberschöpfen wollen; die durch ihre schwa-

che

che Vernunft Wahrheiten einsehen wollen, welche uns der menschenliebende Gott darum geoffenbaret hat, weil sie über unsere Vernunft sind, und von derselben nicht konnten entdecket werden; die Geheimnisse ergründen wollen, welche sie nur glauben sollen; die mehr nicht glauben, auch auf das Wort eines Gottes mehr nicht glauben wollen, als sie selbst begreifen. Nein! diese Freyheit fodere ich nicht. Ich sehe die schrecklichen Folgen davon ein. Dadurch würde das festeste Band der Gesellschaft, die Religion zerrissen werden. Es würde kein gemeinschaftlicher Gottesdienst mehr seyn, oder nur ein heuchlerischer seyn, bey dem sich viele nur aus Politik einfänden. Jeder würde sich sein eignes Religionssystem schmieden, besondere Grundsätze wählen, ein eignes Gewissen machen. Was diesen verbindet, zu dem würde sich der andere nicht verbunden zu seyn glauben: was einer für erlaubt hält, würde der andere als höchst unbillig ausrufen: wo einer Wahrheit zu sehen glaubt, würde der andere nur Irrthum erblicken. Ruhe, Ordnung, Treue, Eintracht, gegenseitiges Vertrauen,

Sicherheit würde dahin seyn; und an derer Stelle Unruhe, Zerrüttung, Untreue, Uneinigkeit, Mistrauen, Zerstörung kommen. Ich hasse die Mutter so böser Kinder. Es ist dieß nicht Freyheit: es ist sträflicher Frevel, verdammliche Vermessenheit, die ich verabscheue, verfluche. Wann Gott entweder durch sich, oder durch seine heilige Kirche spricht, muß die menschliche Vernunft schweigen, und sich der unbegränzten Weisheit demüthig unterwerfen; auch dort unterwerfen, wo sie nichts mehr begreift. Aber in Dingen, die den heiligen Glauben, die reine Sittenlehre, die Ruhe und Glückseligkeit der Staaten nicht kränken; in pur menschlichen Wissenschaften, da verlange ich die Freyheit zu denken, die mir alle göttliche und menschliche Rechte zugestehen: da behaupte ich, soll keine Auctorität irgend eines Menschen mehr Gewicht haben, als ihm seine Beweise geben: da soll jeder von der Meynung der Vorwelt mit all sonst schuldiger Ehrerbietung weggehen, und das halten und lehren dürfen, was ihm wahr zu seyn dünkt. Ich weiß es, wann

sich

sich ein Mensch dem geistlichen Berufe in einem Kloster widmet, so begiebt er sich gewisser Rechte, und legt sich gewisse Verbindlichkeiten auf. Kann er aber auch das Recht aufgeben, der Wahrheit nachzudenken; und, wenn er sie zu sehen glaubt, dieselbe zu ergreifen? Kann er sich die Schuldigkeit auferlegen, etwas als wahr zu vertheidigen, das ihm seine innerste Ueberzeugung als falsch darstellt? Macht vielleicht die feste Anschliessung an die Meynungen der Alten gar einen Theil der klösterlichen Tugend, und Vollkommenheit aus? Es ist löblich, sagt Plinius, in die Fußstapfen der Alten zu treten: aber nur alsdenn, setzt er hinzu, wenn sie auf dem rechten Wege vorausgegangen sind. Man hat in den spätern Zeiten Entdeckungen gemacht, von denen unsere Voraltern noch nicht träumten: man hat Erfahrungen gesammelt, an denen es ihnen immer mangelte: man hat Versuche angestellt, die gerade das Gegentheil von dem beweisen, was dieselben behaupteten: man hat Hülfsmittel gefunden, die sie nicht kannten, und dadurch die Wissenschaften auf

eine erstaunliche Höhe sind getrieben worden. Stünden itzt diese grossen Männer der Vorzeiten auf, (denn sie bleiben immer groß, und verehrungswürdig, weil sie entweder angefangen, oder das angefangene erweitert haben) stünden sie auf, und sähen, wie hoch sich das Gebäude erhoben habe, zu dem sie den Grund gelegt; zu welcher weitleuchtenden Fackel der kleine Funken geworden sey, den sie angefachet hatten: wie würden sie sich freuen! Wie würden sie aber auch erstaunen, wenn sie sehen sollten, wie einige, die sich ihre Schüler nennen, in der dunkeln Tiefe herumkriechen, und sich mit dem respectvollen, Er hats gesagt, der Mühe überheben, weiter zu gehen! Wie sie den Worten ihrer abgelebten Lehrer Zwang anthun, um sie das sagen zu lassen, was sie gerne hätten! Würden sie nicht Blicke der äussersten Verachtung auf sie hinwerfen? Würden sie es ihnen nicht verweisen, daß sie ihren Lehrern das Vorrecht der Unfehlbarkeit aufdringen, dessen sie sich nie angemasset haben? Daß sie für Orakelsprüche anbeten, was in ihren Augen blos menschliche Meynungen waren?

waren? Daß dieselben auf alle Umstände anwenden wollen, was sie nur in gewissen Gelegenheiten, in Rücksicht auf gewisse Leute, mit denen sie zu thun hatten, und alles dieses nur nach den Begriffen, die man damals von den Sachen hatte, gesagt haben? Daß sie ihren Worten eine blinde Unterwerfung bezeigen, die ihre Bescheidenheit nie gefodert hat? Würden sie ihnen nicht mit dem Finger in die Höhe nach dem grossen Lichte zeigen, und sie ermuntern, sich demselben gleich andern zu nähern? Ja, das würden sie gewiß thun. Denn diese Männer hatten keine so hohe Meynung von sich selbst, als viele ihrer Nachfolger von ihnen haben. Sie sahen an sich selbst nichts, als kurzsichtige, und der Gefahr zu irren ausgesetzte Menschen. Sie wußten, daß es vernünftige Nachkömmlinge machen würden, wie sie es selbst gemacht haben: daß dieselben das angefangene Gebäude weiter führen würden, so wie sie auf den Grund ihrer Voraltern gebauet hatten. Es war ihnen nicht unbekannt, daß uns die Veränderung der Zeiten und der Dinge auf neue Gedanken und Er-

findun-

findungen führen würde, die sie sich nicht einmal vorstellen konnten; wie sie Dinge hervorgebracht hatten, die ihren Ahnen unbekannt waren. Seneka sagt es uns deutlich in ihrer aller Namen: Es ist noch viel zu arbeiten übrig, und wird immer noch viel übrig bleiben: und sollte einer erst nach hunderttausend Jahren auf diese Welt kommen, so würde ihm doch die Gelegenheit nicht fehlen, zu dem vorigen noch was hinzuzusetzen. Sehr viele haben sich von dieser Wahrheit schon überzeugt: sie haben den Wissenschaften, und der edlen Freyheit über die Wissenschaften zu denken alle Thüren geöfnet: und es läßt sich hoffen, daß es bald alle thun werden. Es töne nur ein mächtiges Wort, und alle Ketten fallen.

Dieses sind nun einige Hindernisse, welche den Wissenschaften sowohl in den Schulen, als ausser denselben in ihrem Laufe aufstossen. Hindernisse, die ganz ausser der Sphäre der Reformation liegen: die weder ein schlechter Schulplan an und für sich selbst

legen, noch der beste heben kann. Möchten wir doch künftig so billig seyn, und der neuen Einrichtung der Studien die Fehler nicht Schuld geben, die aus ganz andern Quellen fließen! Möchten wir doch minder partheyisch in Vergleichung der alten Schuleinrichtung mit der neuen seyn, und glauben, daß es da grosse Vortheile giebt, so wie es dort Fehler gegeben hat! Es fielen uns die Fehler der alten Schulverfassung vielleicht nur darum nicht so sehr in die Augen, weil wir schon daran gewohnt waren; oder ohne weiters Nachdenken glaubten, es könne nicht wohl anders seyn. Die gegenwärtige Einrichtung der Studien aber zieht unsere Augen durch ihre Neuigkeit auf sich: nun sehen wir Fehler, sehen sie in einem ungewöhnlichen Lichte, sehen sie für neu an, ob sie gleich schon sehr alt sind. Und da wir zuvor bey den Fehlern die Augen zudrückten, und nur das gute sehen wollten: so schliessen wir itzt die Augen zu den Vortheilen zu, und wollen nur Fehler sehen; wir nehmen noch Vergrösserungsgläser zu Hülfe, um al-

le Kleinigkeiten zu sehen, alle Kleinigkeiten recht groß zu sehen. Bemühen wir uns erst, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ich in diesen Blättern angezeigt habe. Sind diese Hindernisse weg, und nehmen die Wissenschaften doch noch keinen schnellern Gang: dann wollen wir über die gegenwärtige Schulverfassung losbrechen; dann will ich selbst das Signal zum Angriff geben. Bleiben aber alle diese Steine liegen, wie können die Wissenschaften auch bey der vollkommensten Einrichtung ihren Lauf beschleunigen? Es wird wohl nicht nöthig seyn, daß ich zum Beschlusse Jemand um Vergebung bitte? Ich habe schon zum voraus erklärt, daß ich Niemand angreifen, Niemand beleidigen wolle. Die Aufklärung und Verbesserung des Vaterlandes durch die Aufnahme der Wissenschaften ist der angelegenste Wunsch meines Herzens, die angenehmste Beschäftigung meines Geistes. Diesem guten Willen, und der Liebe zur Wahrheit, wird man es zu gute halten, wenn ich bisweilen zu sehr geeifert habe. Ich gab mir viele Mühe,

mich

mich zu mässigen: aber wer es allezeit könnte! Der Sturm stürmt, sagt Schubart, und das schwache Rohr knickt. Ich will kein Wort weiter hinzusetzen, sondern mit Horazen schliessen:

Monstrato, quid sit morbi, curatio restat.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neuhauser, Franz Anton,

Was hindert die Aufnahme und Ausbreitung der Wissenschaften?

München 1778

H.lit.u. 67
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10447397-9
VD18 14515792-001